kommt, ob er auch „a G'schubierter" oder gar ein Doktor sei, und ob er schon ein Zimmer gemietet habe. Nachdem Werner letzteres verneint, meint sie gutmütig, sie könne ihm eines anraten bei Frau Kanzleirat Hopf; das sei eine brave, feine Frau, und ihre Tochter Mariele sei so gar nicht stolz und gehe alle Woche hinaus ins Gutleuthaus, um nach den alten Leuten zu sehen. Auf diese warme Empfehlung Rösles hin ist Werner gern bereit, sich das Zimmer bei der Dame anzusehen, zumal sie in der Neckarhalde wohnt.

Doch bald folgt Enttäuschung über Enttäuschung. Werner hatte mit seinen Eltern in einem Vororte Berlins gewohnt, sein armes Mütterchen war so bange in der Großstadt mit all ihrer Unruhe, und Vater war guter Luft bedürftig und stimmte gern bei. So einfach nun auch das Haus in Wilmersdorf für Berliner Begriffe war, so wies es doch allen Komfort der Neuzeit auf und war hell und freundlich. Doch hier! Dieses düstere Treppenhaus mit den steilen, halsbrecherischen Treppen! Wie war es den Studenten möglich, die doch gar manchmal weniger klar sehen, als er in diesem Augenblick, ohne Unfall emporzuklettern; wahrhaftig, hier bedarf das „Füchslein" vor allem eines eigenen Schutzengels! Er überlegt sich eben, ob er nicht wieder umkehren soll, da hört er von oben her Rösles beruhigende Stimme.

„Habe Se no kei Angscht, Herr Doktor, wenn Se en der Schtub' send, wirds schon heller. So guat als d' Schtudenta da raufkrabbla, kenna Sie auch raufkomma."

Werner mußte lachen über die Weisheit.

„Das müssen aber auch die reinsten Akrobaten sein. . . ."

„Jo, jo, dada kann ma hier au, glei bruba en der „Babschüssel"."

Belustigt steigt Werner die letzten Stufen herauf. Rösle hatte schon an der Korridortür geklingelt, die sich rasch öffnet. „Grüß Gott!" hört er eine weiche Stimme sagen, denn sehen kann er die Oeffnende nicht.

„So, Fräulein Mariele, da bring i Ihne en Herra, der a Stub miete will . . . adjes beisamma!"

Verlegen steht Mariele einen Augenblick da, dann öffnet sie die Tür zur guten Stube.

„Bitte, treten Sie näher, ich werde sofort Mutter rufen."

So rasch sich auch das junge Mädchen entfernt hatte, so hatte Werner doch mit Genugtuung gesehen, daß sie ein überaus sympathisches Gesichtchen und lachende freundliche Augen hatte.

Werner sieht sich im Zimmer um, das Behaglichkeit atmet. Das grüne, große Sofa, vor dem ein Tisch steht, der mit Büchern bedeckt ist, der schön gemaserte Schrank, die Servante, mit Familienschätzen angehäuft, erinnern ihn an zu Hause, wo jedoch mit der Zeit manch altes Stück einem neuen weichen mußte. An den Fenstern blüht und duftet es. Ueber einem Blumenständer mit schönen Blattpflanzen im satten Grün schmettert lustig ein Kanarienvogel. Das ist Marieles Ecke, denkt Werner; solch sonniges Geschöpf kann nur unter Blumen gedeihen.

Seiner weiteren Erwägungen wird er durch Erscheinen Frau Hopfs, einer großen, stattlichen Dame, die trotz der Einfachheit ihrer Kleidung etwas Imponierendes hat, enthoben.

„Guten Tag, mein Herr! Sie wünschen ein Zimmer zu mieten?"

„Wenn ich bitten darf, gnädige Frau — Dr. Schulze aus Berlin."

„Darf ich bitten?"

Frau Hopf, deren Auge und doch mildes Gesicht einen angenehmen Eindruck auf Werner gemacht, ist vorausgegangen und tritt in ein geräumiges Zimmer, das mit seinen frischen Gardinen und seinen glänzend polierten Möbeln geradezu von Sauberkeit und Gemütlichkeit duftet.

„Das ist ja ein riesig behagliches Zimmer, gnädige Frau, das ich mit Freuden mieten werde."

„Es ist wohl etwas niedrig, doch können Sie die Fenster stets geöffnet halten, da Sie kein Gegenüber haben."

„Geht es nach der Straße?"

„Nein, es geht sozusagen nach hinten hinaus; dafür haben Sie eine herrliche Aussicht."

Werner ist ans Fenster getreten. Ein Freudenstrahl leuchtet über sein Antlitz. „O, das ist ja herrlich, entzückend! Welch idealer Blick! Und dort hinten die blauen Berge!"

„Das ist die schwäbische Alb."

„Und die herrlichen Wälder und dort das kleine Flüßchen und hier unten der stolze Neckar! Wie sich das Herz weitet, wie es sich leicht atmet! Ueberall, wohin das Auge schaut, reine, unverfälschte Natur, kein Wagengerassel, keine Elektrische, kein Menschengedränge, wahrhaftig, mir ist; als stände ich auf dem Olymp und sähe mir von oben herab die Welt an."

„Ja, Ruhe und Stille haben Sie hier, Herr Doktor."

„Darf ich Sie bitten, das Geschäftliche abzumachen! In solchem Eden könnte man am Ende die Prosa des Lebens vergessen."

Nachdem alles zur beiderseitigen Zufriedenheit abgemacht, begibt sich Werner zur Bahn, um die Ueberführung des Gepäcks zu veranlassen.

Nun ist er Herr seiner Zeit und schlendert vergnügt durch das Städtchen, die Wilhelmstraße entlang, der Aula zu, wo es weit großstädtischer ist als im Innern der Stadt.

Doch allmählich stellt sich ein tüchtiger Hunger ein, der Magen läßt sich nicht mit schöner Aussicht, und mag sie die Sonne noch so schön vergolden, befriedigen.

In dem Hotel zur Post, gegenüber dem Museumsgebäude, läßt er sich ein gutes Mahl vorsetzen, und nachdem er sich gestärkt, sich eine gute Zigarre angesteckt, begibt er sich in seine Wohnung, wo er inzwischen alles zu seiner Ankunft bereit vorfindet und wo auch sein Koffer eingetroffen ist.

Lange steht er am Fenster. Dieser Anblick, der ihn geradezu gepackt; hatte auch Vaters Augen einst entzückt — wie hätten sich die guten Alten gefreut, wenn sie auch des Sohnes Begeisterung erlebt hätten!

Ehe er ans Auspacken seines Koffers geht, legt er sich behaglich auf das lange altmodische Ledersofa, das wohl schon manchem Kollegen zum Schlafen und Träumen gedient. Ruhe, köstliche Ruhe kommt über ihn, er fühlt sich inmitten der altväterlichen Pracht wohlgeborgen, beinahe wie zu Hause, und langsam schließen sich seine müden Augen, und nur noch halb im Traum fühlt er wohlig den frischen Windzug, der vom Fenster hereinzieht und sanft durch seine blonde Lockenfülle streift.

Stunde um Stunde vergeht.

Drüben in der Wohnstube sitzen Mutter und Tochter in heiterem Gespräche. Der Gedanke, das Zimmer an einen anständigen Herrn abgegeben zu haben, hat etwas überaus Angenehmes, und Mariele hat in ihrer Herzensfreude zur Feier des Tages drüben beim Bäcker ein Stück Gugelhopf geholt.

Frau Hopf hört lächelnd dem naiven Geplauder ihres Töchterchens zu. Sie selbst hatte die Eltern früh verloren und nie erfahren dürfen, welch' Zauber eine glückliche Jugendzeit sei. Sie hatte, nachdem sie das Lehrerinnenexamen gemacht, in einem Institut in Stuttgart Unterricht erteilt. Auf einer Reise zu einer Freundin nach der Insel Rügen lernte sie, die damals schon Neunundzwanzigjährige, Kanzleirat Hopf kennen, und auf dem herrlichen „Königsstuhl", beim Anblick der in allen Farben schimmernden Ostsee, hatten sich ihre Herzen gefunden. Agnes ahnte wohl, daß keine himmelstürmende Liebe, keine glänzenden Feste ihrer harrten; doch die stillen, guten Augen, mit denen sie ihr Verlobter anlächelte, wenn sie von Hohem und Schönem sprach, schienen ihr Gewähr für ein friedliches Heim.

In Tübingen, wo Kanzleirat Hopf angestellt war, brachte dessen Verlobung einen wahren Sturm von Entrüstung hervor. Tante Rieleke, die Schwester seines Vaters, welche sich des früh verwaisten Knaben angenommen hatte und ihm seit seiner definitiven Anstellung den Haushalt führte, tobte vor Wut.

Wie konnte ihr Neffe solche Dummheit begehen und in seinem Alter noch heiraten! Als ob er nicht das schönste Leben gehabt hätte? Und nun gar eine Lehrerin, die sich stets einbildet, die Gescheiteste zu sein und, wie Fräulein Schneider wohl auch, kein gutes Schwäbisch versteht und redete! Aber sie hatte ja gleich gesagt: „A Reisa ischt a Erfindung vom Satan und taugt nie nix." Jetzt hatte man die Bescherung! Und sie sollte zur Hochzeit kommen. Da hinauf in den kalten Norden, auf die Insel Rügen? Nie und nimmer, aber sagen wollte sie ihrem Neffen schon ihre Meinung, und was die neue Nichte anlangte, so konnte sie es schon erwarten, bis sie den Blaustrumpf im Hause hatte.

Fortsetzung folgt.

Die Buchdruckerei von
Langer & Winterlich
(A. Langer und H. Schmidt)
RIESA
Goethestraße Nr. 69
hält sich zur Anfertigung nachstehender Drucksachen bei sauberer Ausführung und billigster Preisstellung bestens empfohlen.

Akte
Adreß- und Geschäftskarten
Briefbogen, Briefhüllen
Beilagezettel
Broschüren, Billets
Deklarationen
Danksagungs- und Einladungsbriefe
Einlaßkarten
Etiketten aller Art
Fakturen, Flugblätter
Formulare in div. Sorten
Frachtbriefe
Gebrauchsanweisungen
Fremdenzettel
Haus- und Fabrik-Ordnungen
Geburtsanzeigen
Hochzeitseinladungen
Zeitungen und Gedichte
Kistenschilder
Kostenanschläge
Kataloge, Kontrakte
Kontobücher
Lohnlisten, Mahnbriefe
Mitteilungen, Menus
Musterbücher, Noten
Plakate Programme
Preiskurante
Postkarten, Quittungen
Rabattmarken
Rechnungen
Speisen- und Weinkarten
Statuten, Tanzkarten
Stimm-, Theater- und Tafelzettel
Visiten- und Verlobungskarten
Wechsel, Werke
Zirkulare, Zeugnisse
usw. usw. usw.

Massenauflagen für Rotationsdruck.

Riesaer Tageblatt
— Amtsblatt —
Fernsprechstelle Nr. 20.
Telegramm-Adresse: Tageblatt Riesa.

Madeleine.

Novellette zum Totenfest von Franz Alfred von Sonna.

Ich halte hier ein kleines Zettelchen in der Hand. Ein paar kaum leserliche Worte sind darauf gekritzelt: „Komm sofort zu mir — der Junge wird Dir den Weg zeigen. Es geht zu Ende mit mir . . . Madeleine." Und dann blickte ich auf Madeleines Tagebuch und auf ein kleines Päckchen Briefe. Beides habe ich von Madeleines Sterbebette mitgenommen; es ist alles, was ich von ihr habe.

Mit heißen Augen durchfliege ich die Tagebuchblätter und das Dutzend Briefe, die ich ihr damals geschrieben habe, und durchlebe noch einmal die Geschichte, die vor sieben Jahren ihren Anfang nahm und heute ihr Ende gefunden hat — — — — — die traurige Geschichte von der toten Madeleine — — — —

Damals war sie ein blutjunges Ding, als ich sie in Berlin kennen lernte. Sie war Studentin, und wir hatten ein halbes Semester lang Tag für Tag auf der Kollegbank nebeneinander gesessen, bis uns der Zufall bekannt machte. Nach einigen Tagen beschlossen wir, Konversation miteinander zu tauschen; denn ich hatte bemerkt, daß die kleine Französin nur mit Mühe dem Vortrag folgen konnte. So kamen wir zweimal in der Woche zusammen und wurden bald gute Freunde. — —

Wie im Traum war ich immer, wenn ich mit Madeleine zusammen war. Eine ganz seltsame Stimmung kam jedesmal über mich, wenn ihre großen, blauen Kinderaugen auf mir ruhten und ich ihr dichtes, flachsblondes Haar unter dem Pelzbarett hervorquellen sah.

Eine Stimmung, in der man Märchen erzählt und Geschichten ersinnt. — Da wurden die Augen weit und die Stimme weich, so ganz von der Ferne her klingend, aus dem Märchenlande her, wohin meine Phantasie die kleine blonde Madeleine führte, wenn uns die Sterne mit ihren herbstesklaren Augen auf unseren einsamen Spaziergängen durch den Tiergarten belauschten.

Und einer von diesen Abenden voll wundersamer Stimmung steht klar in meiner Erinnerung. Weit abseits von den erleuchteten Alleen gehen wir, dicht aneinander geschmiegt, still neben einander her, an den Gittern des Bellevue-Parks entlang, da, wo die spärlichen Laternen das Halbdunkel nur wenig verdrängen.

Hinten im Osten glüht mattrot der Großstadthimmel, aber hier ist Dämmerlicht und Stille. Leise bitte ich: „Wir wollen singen, Madeleine." Und Madeleine singt das Lied, das ich sie vor kurzem gelehrt habe und das sie so sehr liebt: „Es waren zwei Königskinder, die hatten einander so lieb." Acht Verse gibt's von dem Lied. Sie singt es mit ihrer reinen, hellen Stimme halblaut und doch gut verständlich, und ich summe leise die zweite Stimme dazu. Und wenn es zu Ende ist, dann sagt Madeleine mit ihrer eigentümlichen Aussprache: „Das ist traurig; die Nonne war bös." „Ja," sagte ich, „und das Königskind ist so gut," und ich fasse Madeleine bei beiden Armen, ziehe sie an mich und drücke meine Lippen auf ihr wundersames, leise knisterndes Flachshaar. Madeleine reckt sich auf ihren Zehenspitzen empor, und wir bleiben beide einige Sekunden in dieser Stellung und hören unsere Herzen schlagen. Dann gehen wir weiter, und lange spricht keines von uns beiden ein Wort mehr.

O diese wundersame Nacht! Sie zaubert uns in eine andere Welt. Der Herbst hilft uns träumen. Er schüttelt das Laub von den Bäumen, rings um uns rieselt es herab, und wir fühlen die eintönige, prickelnde Melodie, diesen seltsam einschläfernden Herbstgesang des fallenden Laubes. Dicht sind die Wege bedeckt. Und wie wir langsam hindurchschreiten, ist es uns, als hörten wir das Meer in der Ferne rauschen.

Und dann erzähle ich Madeleine die Geschichte von Peer Gynt und Solveig zu Ende. Wie Solveig all die Jahre auf ihn wartet, und wie er dann endlich als alter, gebrochener Mann zu ihr heimkehrt und erkennt, daß in Solveigs kleiner Hütte das Glück gewartet hat, das er in der weiten Welt nicht erjagen konnte sein ganzes Leben hindurch.

Auf einer Bank am Neuen See lassen wir uns nieder und spielen Solveig und Peer. Madeleine setzt sich, ich strecke mich auf der Bank aus und lege meinen Kopf in Madeleines Schoß. Ich fühle das kalte Sammetjackett an meiner Wange und Madeleines eiskalte Hände, mit denen sie mein Gesicht umspannt.

Leise fährt sie mir mit der einen Hand durchs Haar und flüstert: „Mein Peer?"

„Madeleine — Solveig," antworte ich, und dann spreche ich ihr Solveigs Worte vor:

Schlaf nur, geliebter Knabe mein,
Ich will wiegen dich, ich will wachen!
Knabe saß auf der Mutter Schoß,
Spielten zusammen, bis er groß.
Knabe ruht an der Mutter Brust
Sein Leben lang; o meine Lust!
Ruht im Herzen, im Muttergemüt
Sein Leben lang; nun ist er müd!
Schlaf und träume, du Knabe mein'

Wie Madeleine die Worte nachspricht mit ihrem weichen, singenden Tonfall! Wie sie so tief das alles nachempfindet, die kleine Madeleine!

Und wir sehen uns lange in die Augen, bis uns der Frost aufrüttelt.

„Ich würde wie Solveig auf Dich warten, mein Peer, mein ganzes Leben lang." Eine fiebernde Angst spricht aus Madeleines Worten, denn sie weiß, daß ich von ihr fortgehen werde, wenn der Frühling kommt.

„Ich komme wieder, Madeleine," beruhige ich sie und vergrabe meine Hände in ihrem dichten Haar, und wir küssen uns lange — — lange — —

II.

Als der Frühling kam, bin ich fortgegangen von Madeleine. Mir war's so weh ums Herz, als ich dem lieben kleinen Mädchen den Abschiedskuß gab. Damals konnte ich es nicht verstehen, daß Madeleine lachenden Auges von mir ging. „Ich seh' Dich ja wieder, mein Peer, und ich warte auf Dich," hatte Madeleine gesagt. — — — —

Es kamen die Examina und dann längere Reisen bis zu meiner Habilitation an der Berliner Universität.

Die kleine Madeleine mit ihrem blonden Haar und ihren blauen Kinderaugen war bald vergessen. Nur manchmal tauchte sie als leuchtendes Bildchen